

# Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 23.

Posen, den 13. November

1927

## Die amerikanische Hausfrau in Haushalt und Küche.

Wir rüstständigen Europäer, die wir gewöhnt sind, dem Problem der häuslichen Wirtschaft eine so tiefe und schwerwiegende Bedeutung zu geben, finden den amerikanischen Haushalt, der durch raffinierte Ausnutzung aller technischen Möglichkeiten wohl das Vollkommenste darstellt, was auf diesem Gebiete menschenmöglich ist, für ungeheuer phantastisch, nüchtern, und möchten gern seine Vollkommenheit und ideale Vollenbung angezweifeln: aus dem sehr egoistischen Motiv, weil wir leider in Europa noch nicht so weit sind. Und welche richtige weibliche Frau möchte schließlich nicht gern durch orientative Schaustellung ihrer häuslichen und eminent wirtschaftlichen Tugenden vor neidvollen Freundinnen und dem in Bewunderung zerfließenden Gatten glänzen — einer sehr verständlichen Folgeerscheinung der lieben weiblichen Eitelkeit. Aber abgesehen von diesem kleinen Mangel, nötigt der immer reibungslos funktionierende Haushalt der praktischen und nüchternen amerikanischen Kollegin der europäischen Hausfrau alle Bewunderung ab: für die Töchter des ruhelosen, ewig kräftebewegenden Dollarlandes existiert der Schrecken eines „Waschtages“, die Dual der mühseligen Kombination des täglichen Menüs nicht, es gibt für die amerikanische Mittelstandsfrau keine „Dienstbotenfrage“ — denn sie hat keine, nur eine Bedienerin, und alles andere besorgt Maschinerie, Telephon und ideale Auswertung des kleinsten Raumes.

Sie hat — ich spreche natürlich nur von der Mittelstandsfrau, der selbständigen „Businessfrau“ oder der Gattin des Arztes, des kleinen Kaufmanns, des Beamten — nur zwei Räume in ihrer Wohnung in der großen Stadt in Ordnung zu halten, nämlich Wohnzimmer und Schlafraum: dazu kommt noch die Küche. Dabei aber ist es ihr besonders leicht gemacht, denn diese ganze Küche nimmt einen Quadratmeter im Umfang ein, man nennt sie bezeichnenderweise „Kitchenette“; alles en miniature und alles enorm praktisch. Hier spielt sich der Großteil ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit ab, denn das Aufräumen der übrigen Räume besorgt eine Bedienerin, die dafür pro Stunde bezahlt wird: lüftet, wischt Staub — aber mit dem Staubsauger — und gibt den Wohnungsschlüssel dann beim Portier ab. Die Hausfrau ist schon längst auf ihrer vormittägigen Tour: auf ihrem „Shopping“ — Modehäuser zu besuchen, Schaufenster bewundern, bei ihrer Tennispartie oder bei ihrem flirt. Eine solche Beschäftigung wäre ihrer Stellung nicht angemessen: wäre nicht „ladylike“. Nur in der Küche arbeitet sie eine — halbe Stunde vor dem „Dinner“, der Abendmahlzeit, denn der „Lunch“ wird von ihr und dem Gatten außerhalb des Hauses eingenommen. Und da wird ihr alles sehr leicht gemacht, denn diese „Kitchenette“ ist ein kleines Wunderwerk: Abwache, Regale in die Wand eingebaut, Bügelbrett, Brotträger — der „Toaster“ (für den Nachmittagsstee und für das Frühstück eventuell von vorherrschender Bedeutung), elektrischer „Grill“, — unser „Recheaub“, sogar das Bügeleisen aus der Wand herauszuklappen. Natürlich immer heißes, fließendes Wasser bei Tag und Nacht selbst in der einfachsten Wohnung im Hause, elektrischer Wäschetrockner, in der Form ähnlich einem kleinen Kleiderständer für die kleine Hauswäsche, wie Taschentücher, Strümpfe und ähnliches. Uebrigens: die Wäsche wird selbstverständlich außer Haus gewaschen, wer würde sich drüben die Mühe machen, einen „Waschtage“ zu halten, es wäre nicht einmal Raum dafür im Hause vorhanden. Natürlich geht diese Ersparnis an Sorge und Arbeit auf Kosten der Wäsche; aber das spielt keine Rolle, man kauft eben neue Wäsche, besonders, da doch drüben weniger das kostspielige Leinen als Baumwollgewebe oder diesem ähnliches wegen seiner Billigkeit von diesen Kreisen bevorzugt wird. Die Tradition der „Ausstattung“ der Braut oder von Großmütterchen selbstgestiftete Monogramme gibt es in diesem phantastischen Land nicht.) Also hat die Hausfrau eigentlich nichts zu tun als der Delikatessenhandlung zu telefonieren, ihr das ausgezeichnete Geln zu senden, oder den Fleischer anzurufen, ihr das „Steak“ — fertig, eine schon abgewogene Portion für zwei Personen heraufzuschicken; dann kommt es rasch auf den „Grill“ — Soße, Saft oder so etwas gibt es nicht beim Fleisch, es ist immer „englisch“ zubereitet — dazu der fertige, in Büchsen gekaufte Salat, die Kompottkonserve, oder wenn es schon hoch hergeht, der frische grüne Salat, nachher in der Konditorei gekaufte Süßigkeit und Käse, — das Menü ist fertig. Kein Zeitverlust, kein Ueberlegen — aber auch kein persönlicher Geschmack.

Alles wird ihr ins Haus geschickt: in der Frühe die Milch, das Brot — am Abend das Fleisch, Butter, Dessert, Obst, — das übrigens einen wichtigen Teil der Ernährung überhaupt ausmacht, das frische Obst aus Kalifornien genießt ja Weltruf. Der Anblick des mit einer Einkaufstasche bewaffneten würdigen zum Markt wandelnden Hausmütterchens, das dort lärmend um den Preis des berühmten Eies feilscht, würde den geborenen Amerikaner zu unhandiger Heiterkeit verleiten; denn drüben sind alle Lebensmittelpreise von den großen Genossenschaften präzis vorgegeschrieben und alles hat überall denselben Preis. Selbstverständlich gibt es gar keine Abwechslung im täglichen Menü: immer der gegrillte Fisch, das ewige „Muttonsteak“ — die Hammeltotelette, „Beafsteak“, oder bei festlichen Anlässen ein „Frisch-stew“. Salzkartoffeln, Konservengemüse aufgewärmt: immer Salat und noch einmal Salat. Die Mytherien eines Topfenstrudels oder eines Veisfleisch mit Schnittlauchsoße bleiben der Amerikanerin ungeahnt und nie ersehnte Rätsel; gut ist man drüben nur in den wenigen renommierten und wahnwitzigen teuren Restaurants. In jeder Zeitung ist der wöchentliche Speisezeitel angeführt, nach dem halb Newyork kocht; und nach einem allzu fetten Hammel, der Freitag in einem Stadtviertel verkauft wurde, ist am Sonnabend auch die ganze Straße frank.

So ist drüben alles gleich und mechanisiert — der Haushalt, das Essen, die geringe Arbeit —, diese besteht ja nur im Anklagen des betreffenden Lieferanten und einem bißchen Klantchen in der Miniaturküche; dafür, daß diese Bequemlichkeit der amerikanischen Hausfrau leidet der bejammernswerte Hausherr wieder, sehr zum Triumph unserer abgeraderten, nervösen, europäischen Hausfrau, aber leidet nur zu ihrer einzigen Genugtuung — an ewiger Appetitlosigkeit und einer chronischen Magenkatarrh. F. D.

## Leber gegen Blutarmut.

In der Presse sind in den letzten Tagen sensationelle Mitteilungen über die wunderbaren Wirkungen eines neuen einfachen Heilverfahrens gegen Blutarmut verbreitet worden. Die Nachrichten kamen aus Wien; in den dortigen Wiener Kliniken und den Abteilungen der Spitäler für innere Krankheiten hat man schwere Fälle von Blutarmut durch Verabreichung von Leberfolsanz erfolgreich bekämpft. Das von Professor Pal, dem leitenden Arzt des allgemeinen Krankenhauses in Wien, angewandte Verfahren hat dieser angeblich aus Amerika mitgebracht, wo es von den amerikanischen Forschern Minot und Murthy mit Erfolg angewendet worden ist.

Professor Dr. Pal gab den Kranken zur Behandlung der Blutarmut größere Mengen von Rinder- und Kalbsleber, und zwar bis zu 300 Gramm täglich als Nahrung. Diese Lebermengen wurden in der Küche des Krankenhauses dem Essen der Kranken so beigegeben, daß diese die oft wochen- und monatelange Ernährung mit den 300 Gramm Leberzuzug gar nicht bemerkten. Ein Mitarbeiter von Professor Pal, Professor Dr. Jagic, berichtet über die Erfolge, die man mit der Verabreichung dieser Leberfolsanz erreicht hat. Als einen besonders interessanten Fall schildert er die Heilung eines jungen Soldaten, dessen Blutarmut bereits einen fast lebensgefährlichen Zustand geschaffen hatte. Er wurde in dem Spital mit der Leberdiät behandelt und hatte in kurzer Zeit 12—15 Pfund zugenommen und verzeichnete eine außerordentliche Besserung seiner Blutarmuterkrankung. Bei einem zweiten Fall handelte es sich um einen älteren Mann, dessen Blutarmut von einer schweren Erkrankung herrührte und bereits so weit vorgeschritten war, daß er bettlägerig war. Auch hier wurde die Leberdiät mit großem Erfolg angewendet, er konnte nach einigen Monaten aus dem Spital entlassen werden, sein Körper hatte sich so gekräftigt, daß er seinen Beruf als Kohlenträger wieder ausüben konnte.

Auch bei Frauen und Mädchen wurde die Leberdiät im Falle von Bleichsuchterkrankungen und von Blutarmut erfolgreich angewendet.

Diese Mitteilungen über die Bekämpfung der Blutarmut durch die Ernährung mit Leberfolsanz, die in so sensationeller Weise aus Wien importiert werden, sind aber keineswegs neu. Die Behandlungsmethode stammt auch gar nicht aus Amerika, sondern ist in Deutschland seit längerer Zeit bekannt. Dr. Schottmüller in Hamburg hat erst vor kurzer Zeit in medizinischen Zeitschriften über „die Erfahrungen in der Behandlung der Blutarmut mit Leber“ berichtet. Er stellt dabei fest, daß diese Leber-

Dät zwar keine die Ursache bekämpfende Behandlungsmethode ist, daß sie sich aber bisher fast überall erfolgreich bewährt. Sie ist nach seiner Ansicht sogar der Bluttransfusion, die man bisher zur Bekämpfung der Blutarmut vornahm, bei weitem vorzuziehen. Die Hauptschwierigkeit besteht eben darin, dem Kranken die Lebersubstanz in einer erträglichen Weise zu verabreichen. Man hat deshalb in Deutschland schon längst den Versuch gemacht, die Lebersubstanz zu extrahieren, und sie als Extrakt oder Pulver den Speisen zuzusetzen. Ein solches Leberpulver, das einen guten Leberextrakt darstellt, wird seit längerer Zeit in Hamburg unter dem Namen „Hepatopon“ hergestellt. Die Behandlungsmethode ist also in Deutschland schon seit längerer Zeit bekannt und hat sich in der Tat als eine bedeutende Verbesserung der Bekämpfungsmethoden gegen Blutarmut erwiesen.

## Die Gefährdung der Hausangestellten.

Der seit Jahrzehnten schon andauernde Zuzug vom Lande nach den großen Städten bringt alljährlich auch eine bedeutende Anzahl weiblicher Hausangestellter in die Stadt.

Den städtischen Hausfrauen ist der Zustrom dieser frischen Arbeitskräfte sehr willkommen; werden doch bei der Wahl der Hausangestellten gern gesunde, kräftige und unverdorrene Mädchen aus kleinen Städten oder vom Lande bevorzugt. Nicht alle Hausfrauen aber machen es sich klar, daß sie mit der Aufnahme eines solchen jungen Mädchens in ihr Haus eine Verantwortung übernehmen.

Das Streben vieler der jungen Mädchen geht nach „Freiheit“. Sie wollen, unbeeinträchtigt von der Bevormundung ihrer Familienangehörigen, Neues kennen lernen und hoffen auf den Genuß großstädtischer Vergnügungen. Für die lebenshungrigen, unerfahrenen jungen Menschen wirkt der neue Lebenskreis, in dem sie sich erst ohne Aufsicht und Führung bewegen, außerordentlich gefährlich.

Die neuzeitlichen Strömungen, die völlige Freiheit für die Hausangestellten propagieren, lassen die aus dieser „Freiheit“ entspringenden Gefahren und ihre verheerenden Folgen, die auch ohne statistisches Material überall zutage treten, außer acht. Um diesen traurigen Zuständen zu steuern, wäre es Sache jeder gewissenhaften Hausfrau, alles in ihrem Bereich Mögliche zu tun, dem jungen und ungefestigten Menschen, den sie in ihr Hauswesen aufnimmt, Halt und Aufsicht zu bieten. Das junge Mädchen, das zu ihrer Hausfrau Vertrauen faßt und die Ueberzeugung gewinnt, daß man es gut mit ihr meint, wird den Anordnungen Erfahrener eher Folge leisten und sich nicht dagegen auflehnen, wenn ihr Ausgehen und Nachhausekommen überwacht werden und wenn die Hausfrau, soweit das angängig, sich um ihren Umgang kümmert.

Viel Unheil könnte vermieden werden, wollten die Hausfrauen es als ihre Aufgabe betrachten, daß durch geeignete Leitung und Erziehung die in ihrer Hut befindlichen jungen Hausangestellten an Leib und Seele gesund erhalten bleiben. Es darf den Hausfrauen niemals gleichgültig sein, was die jungen Mädchen mit ihrer freien Zeit beginnen. *Margarete Friederici.*

## Praktische Ratschläge.

Zurückgegangene Spargelbeete müssen geschont werden. Das Schonen besteht darin, daß man den Spargelpflanzen ein Jahr lang gar keine oder nur wenige Pfeifen nimmt. Die Pflanzen erleiden auf diese Weise keine Störung im Wachstum und kräftigen sich. Neben dieser Schonung muß auch noch die Pflanze der Anlage vorgekommen werden, und zwar, indem man den Boden gut auflockert, ihn im Herbst tüchtig mit Stallmist und Kali düngt, sämtliches Unkraut fernhält und alle Zwischenkulturen vermeidet. Das Unkraut ist schon ganz jung zu entfernen, anfangs mit der Hacke, später durch Jäten. Das Besäen und Bepflanzen der leeren Stellen zwischen den leeren Pflanzen ist bei normaler Entwicklung zwar statthaft; besser ist es immer, wenn es unterbleibt. Radishesen, Salat und Spätgurken kommen ja erst zur Entwicklung, wenn die Ernte des Spargels beendet ist. Bei zurückgebliebenen Kulturen muß aber jegliche Zwischenfrucht fortbleiben, denn diese wächst immer auf Kosten des Spargels, und dieser hat keine Reserverstoffe übrig. Im Sommer kann bei regnerischem Wetter auch noch Mistjauche auf die Spargelbeete kommen, doch ohne diese zu nahe an die Pflanzen zu bringen. So behandelte Beete erholen sich gewöhnlich binnen einem Jahre sehr gut.

Das Umgraben der Baumscheibe ist für den Obstbaum sehr vorteilhaft, denn zunächst werden die Ernährungsverhältnisse dadurch äußerst günstig beeinflusst. Besonders ist die Maßnahme zu empfehlen bei Bäumen, die im Sommer unter Blattkrankheiten gelitten haben. In dem abgefallenen Laub überwintern die gefährlichen Schorfpilze, die im Frühjahr von neuem auf die Bäume gelangen. Bei Befall wird häufig empfohlen, das abgefallene Laub zu verbrennen, aber dadurch vernichtet man Nährmittel, die dem Baume durch den Zerfall der Blätter zukommen. Allerdings kann man auch durch Laub von anderen Bäumen Ersatz bringen. Durch dieses Umgraben gelangt das Laub genügend weit unter die Oberfläche, die Pilze sterben ab und der Laubhumus kann leichter von den Wurzeln erfaßt werden. Ferner werden durch das Umgraben auch viele schädliche Insekten und Puppen vernichtet, die im Boden überwintern. Sie werden entweder bloßgelegt, so daß sie von Hühnern, die in keinem Obstgarten fehlen sollten, gefressen werden, oder sie gelangen so tief in die Erde, daß sie sich nicht wieder herausarbeiten können.

**Darminnarrh.** Darminnarrh ist entweder die Folge von Ernährung, Diätfehlern oder Vergiftung durch Nahrungsmittel. Zunächst stellen sich Leibschmerzen, „Kollern“ und andere Empfindungen im Unterleib ein. Für die Patienten ist vor allem Ruhe, Lage und Beschränkung der Nahrungszufuhr erforderlich. Am ersten Tage wird am besten gar nichts genossen. Höchstens aber dürfen flüssige Speisen, Haferschlamm- oder Wehlisuppen gereicht werden. Gaben die stürmischen Erscheinungen nachgelassen, dann sind Kaffee, Zwieback, Weißbrot, Milchreis, Grießbrei und dergleichen gestattet. Zur Linderung der Schmerzen und Beseitigung des Narrhs bedeckt man den Unterleib mit künstlich erwärmten Decken. Um sich vor Rückfällen zu schützen, ist auch später noch Vorsicht in der Ernährung erforderlich.

**Wie sollen wir schlafen?** Willst du in der Nacht gut ruh'n, gib dem Magen nichts zu tun. Liegt des Nachts du auf dem Rücken, ist dein Schlaf voll böser Tuden. Willst du gut gebettet sein, schlafe auf rechter Seite ein. Wer auf der linken Seite ruht, dem Herzen oft Gewalt antut. Glaub mir: jeder, der gut schlief, lag zu hoch nicht, noch zu tief. Legt die Hand du untern Kopf, packt der Traumgott dich beim Schopf. Liegt das Kissen unterm Hals, träumst du so schrecklich jedenfalls. Schlaf gibt Kindern doppelt Kraft; heut soll ruh'n, wer morgen schafft. Zu viel Kälte, zu viel Hitze, sind dem Schläfer wenig nütze. Willst du fühlen dich geborgen, denke nicht an heut und morgen. Wer auch tausend Sorgen hätte: keine nehm' er mit zu Bettel!

## Für die Küche.

**Gebadener Schellfisch mit Pilzen.** Ein Schellfisch wird in zwei Hälften geteilt und die große Gräte, auch möglichst die kleinen entfernt. Nachdem der Fisch halbar gekocht ist, zieht man auch die Haut ab. Die Pilze, Champignons oder Steinpilze, werden in Butter weichgeschmort, wenn Champignons, mit etwas Zitronensäure, die Steinpilze mit Pfeffer, Salz, Zwiebel und Petersilie und etwas Wehliswizze. Dann legt man in eine Porzellan-Backform den zerlegten Fisch und die Pilze schichtweise, oben auf geriebene Semmel, Parmesanfäse und Butterstücken und backt das Gericht bei mäßiger Hitze gelbbraun.

**Zitronenkürbis.** (Ersatz für Zitronat.) Man wiege die gleichmäßig geschnittenen Kürbisstücke ab und bestreue sie mit Zucker — auf 1 Kilogramm Kürbis  $\frac{1}{2}$  Kilogramm Zucker. Am anderen Tage lasse man die Kürbisstücke auf einem Porzellanblech trocken ablaufen, schäume die Zuderbrühe kochend kurz ein und gebe, auf 1 Kilogramm Kürbis gerechnet, die auf Zucker abgeriebene Schale von 2 Zitronen hinzu sowie den Saft der Zitronen. In dieser Lösung kochend man die Kürbisstücke, bis sie klar aussehen, lege sie in einen Steintopf und übergieße sie mit der kurz eingekochten Brühe. Dieses Verfahren, die Brühe kurz einzukochen und erkalten über die Kürbisstücke zu gießen, wiederhole man noch zweimal, immer mit zwei Tagen Pause. Ueber den erkalten Kürbis bindet man ein Pergamentpapier.

**Krusten mit Reinetten.** Drei bis vier Semmeln vom vergangenen Tage werden in Scheiben geschnitten und sehr rasch in heißer Butter auf beiden Seiten goldgelb gebraten. Von 8 bis 10 Reinetten bohrt man das Kernhaus aus und dämpft sie (in Scheiben geschnitten) mit einem Schöpfel Butter, Zucker und Rum. Mit den weich gedämpften Apfelscheiben belegt man die gerösteten Semmelscheiben und bestreicht sie mit heißer Aprikosenmarmelade.

**Gänseleberpastete.** Die feinste Gänseleberpastete wird nur aus Gänselebern, Trüffeln, frischem, gekochtem Schweinespied und feinen Gewürzen bereitet. Große, fette Gänselebern sind das Haupterfordernis dazu, denn magere Lebern sehen rot aus und werden hart. Zu einer Pastete von drei Lebern benötigt man  $\frac{1}{4}$  Pfund fetten Rippensped, der nur eben weich gekocht wird. Die Lebern zur Pastete müssen ganz frisch sein, werden nicht gewässert, sondern man schneidet nur die gelbe Stelle davon heraus, wo die Galle geflossen hat. Zwei derselben werden in der Mitte geteilt und mit Kleinfingerbreiten Streifen von geschälten Trüffeln durchspickt. Die dritte Leber wird in Streifen geschnitten, in einen kleinen Durchschlag gegeben und mit diesem in die kochende Fettbrühe gehalten, worin der Spied gar gemacht ist. Nach ein bis zwei Minuten nimmt man die Leberstücke wieder heraus, treibt sie mit dem abgekühlten Spied und den Trüffeln durch die Fleischmaschine, streicht die Masse durch ein Sieb, würzt sie mit Salz, Pfeffer, Muskatnuz und fein abgeriebenem Thymian und streicht die Hälfte dieser Farce in die mit dünnen Spedscheiben ausgelegte Terrine, legt die mit Trüffeln gespickten Leberstücke nebst noch einigen Trüffeln darauf, bedeckt sie mit der übrigen Farce und deckt das Ganze noch mit dünnen Spedscheiben. Nachdem die Form mit dem Deckel fest verschlossen ist, wird die Pastete im Backofen eine Stunde gebacken. Wird sie nach dem Erkalten zerpeist, nimmt man zuvor die Spedscheiben ab und reicht frisches Weißbrot dazu.

**Krebsalat.** Aus den gekochten Krebsen bricht man das Fleisch aus Scheren und Schwänzen und rüchert es gehäuft inmitten einer Kristallschale an. Rings herum legt man einen Kranz von hartgekochten Eierquarteln, die Zwischenräume füllt man mit Kapernhäufchen, um die man gewässerte Sardellen rollt. Dann kommt ein Ring von feingeschnittenen Lauch- und Jungenscheiben, zuletzt wird alles mit gefüllten Krebschwänzen und Scheren verziert. Dazwischen liegen überall junge Salatherzen. Inzwischen hat man eine Soße bereit, von Olivenöl, etwas Fleischextrakt-Brühe (Liebig), Sardellenbutter, Weinessig, feinem Senf, geriebener Zwiebel, feingewiegter Petersilie und Kapern, Salz und Pfeffer. Mit dieser Soße übergießt man alles, was in der Kristallschüssel angerichtet ist.

Ich erzählte ihm, daß ich ein Erpfaß zu viel gerunten habe und auf eine Insel gekommen wäre, wo ich mich in einem Sumpf verloren hätte, und wie ein Teufel von Alder mich auf den Mond heraufgeschleppt und der Mann im Mond mich wieder fortgejagt hätte.

„Daß mich am Bein,“ schrie der Gänserich, „ich will dich retten und nach Hause bringen.“

Das Wort tat gut. Viel trauen durfte ich dem zwar auch nicht. Aber was war sonst zu tun? Verloren war ich so und so. Ich packte also den Gänserich beim Bein, und wir flogen hinter ihm her, ich und die anderen Gänse, so schnell, als sprangen wir im Tanz. Wir flogen und flogen, bis wir über das Meer kamen. „Ach, gnädiger Herr,“ rief ich dem Anführer zu, „fliegt landeinwärts, wenn ich euch bitten darf.“

„Das geht unmöglich,“ antwortete er, „denn wir sind auf dem Weg nach Arabien.“

„Nach Arabien,“ rief ich, „was soll das wieder sein?“

„Sei still,“ rief er, „es ist wunderschön da, und du kommst mit.“

Indem wir so sprachen, ward ein Schiff sichtbar, das stolz im Wind daherkam.

„Wollt Ihr mich nicht auf das Schiff fallen lassen? Wir sind gerade über dem Schiff.“

„Wenn ich dich fallen lasse, fällst du ins Wasser.“ Ich hat ihn aber weiter und versicherte ihm, ich fiele bestimmt nicht ins Wasser, und so sagte er denn: „Wenn es sein muß, so falle ins Wasser.“

Er ließ mich los, und richtig, er hatte recht, denn ich plumpste gerade in die Tiefe des salzigen Meeres. Ich gab mich verloren, als ein Walfisch auf mich zugeschommen kam, der sich nach seinem nächtlichen Schlaf die Augen auswischte und mir gerade ins Gesicht glotzte, ohne ein Wort zu sagen. Doch plätscherte er mit seinem Schwanz, bis ich über und über naß war. Und dann öffnete er sein Maul zum Fraß. Und nun Gnade mir!

Da hörte ich plötzlich eine Stimme: „Steh auf, du Trunkenbold. Fort von hier!“ Ich wachte auf, und das war mein Weib, das gerade damit beschäftigt war, mir einen Zuber Wasser über den Kopf zu gießen. „Kannst du dich nicht wo anders hinlegen als hier an die Mauer, mitten auf die Straße?“

Und nun kam ich zu mir. Bei Gott, da hatte ich nicht schlecht geträumt, von Aldern, von dem Mann im Mond, fliegenden Gänzen und Walfischen, die mich durch Sümpfe hinauf in den Mond und herab in den Grund des Meeres jagten.

Herr, seit dem Tag trank ich keinen Tropfen mehr.“

## Der Zauberstein.

Bestelle dir in der nächsten Drogerie 10 Gramm Paraffin und 2 Gramm weißes Wachs!

Dabeim haben wir ein kleines, eckiges oder rundes Blechkästchen oder den Deckel. In dieses Blechkästchen legen wir Paraffin und Wachs, wärmen Wasser an und setzen das Kästchen mit Inhalt auf die warme Oberfläche des Wassers. Paraffin und Wachs werden nun schmelzen und das Kästchen völlig ausfüllen. Nehmen wir jetzt das Kästchen heraus und stellen es an einen frischen, luftigen Ort, dann wird die bis dahin noch fast wässrige Flüssigkeit erstarren. (Die Festigkeit prüft man am besten mit dem Fingernagel.) Nun ist es leicht, die Masse aus dem Kästchen zu schlagen oder zu drücken. Gewiß saht Ihr schon, wie in der Küche der Kuchen umgestülpt und aus der Form genommen wird; ähnlich machen wir es hier. Sollte die Sache nicht gleich glücken, dann biegt die Ränder der Schachtel etwas auseinander und versucht es noch einmal.

Vor euch liegt je nach Form und Hülle ein steinähnliches Gebilde.

Von diesem Ding sagt Ihr, daß es geheime Kräfte habe. Ihr nehmt ein Stück weißes Papier, zeichnet oder schreibt darauf mit einem recht weichen Bleistift (am besten Nr. 1) und behauptet, daß Ihr dieses euer Bild oder diesen euren Text bald in genau derselben Form auf das erste Blatt hinüberzaubern könnt. Passt auf! Wir legen einfach das beschriebene oder bezeichnete Blatt auf unser mit dem Zauberwein überstrichenes, halten beide auf einer flachen Unterlage (Tischplatte) und reiben mit dem Fingernagel recht fest die Rückseite des oben liegenden Blattes von der Mitte nach außen. (Noch geeigneter ist die Rückseite eines Löffels.) Die Hauptache aber ist und bleibt: nicht verrücken, nicht verschleifen! Wurde das befolgt, dann muß das gezeichnete Bild, die geschriebene Schrift mit aller Klarheit und Deutlichkeit auch auf dem zweiten Blatt sein. Und wie wir es hier mit dem Bleistiftstrich zeigten, so können wir es auch mit Zeitungsnotizen, mit Bildern und Zeichnungen darin, kurz mit allem Gedruckten versuchen.

Da sagt freilich mancher von euch: Das ist doch nur Spielerei. Er hätte recht, wenn er nicht weiter dächte. Aus der erzählten Unterhaltung kann eine sehr nützlichbringende Beschäftigung werden, wenn wir sie mit ernstern Augen ansehen. Nehmen wir einmal an, einer von euch brauchte eben genau dieselbe Zeichnung unbedingt noch einmal, zum Beispiel für einen Holz- oder Linoleumschnitt. Wie umständlich wäre es da und wie ungenau auch, die erste Zeichnung mit Pauspapier zu pausen! Wir machen es jetzt einfacher und überflüssiger — nun nur ein Beispiel aus vielen herauszunehmen — das Stück Linoleum dünn mit unserem Zauberstein, zwecken die weiche Bleistiftzeichnung darüber und drücken mit dem Fingernagel oder dem Löffel die Zeichnung bzw. das Blatt fest auf die Unterlage. Entfernen wir das Blatt, dann haben wir die Zeichnung, die wir sonst nur mühsam und mit viel Zeitverlust übertragen hätten, bis auf den Millimeter genau auf der Schnitt-

fläche und können auch bald mit dem Sägen beginnen. Den großen und eigentlichen Wert aber wird nur verstehen, wer weiß, daß bei all den Schneide- und Naderkünsten die Zeichnung spiegelverkehrt aufgetragen sein muß. Das alles macht der Umdruck mit unserem Zauberstein ganz allein und bleibt nicht nur auf Papier oder Linoleum beschränkt, auch Holz, Stein, Zinn, Kupfer und Zink können so behandelt werden.

Wer übrigens Gile hat und recht rasch einmal die Verbielfältigung braucht, der versuche es mit einem Stück Wachs von einem Licht oder Wachsstock. Es reicht zwar nicht an die Kräfte unseres Zaubersteins, tut aber doch auch gute Dienste.

Ihr seht, mit dem Hofuspokus und der schönen Unterhaltung allein war es nicht getan. Es gab noch andere Mächtigkeiten, dem Stein seine Kräfte zu entlocken. Probiert es einmal, und auch Ihr werdet neue Verwendungsmöglichkeiten entdecken.

## Finger im Mäulchen.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Schnuckel, puul wo sind die Finger.

Diese kleinen, garst'gen Dirger?

Putsch du ab sie alle zehnl!

Hat man so was schon geseh'n?

Sind nicht Bienen, sind nicht Pflaumen,

Teine Finger, deine Daumen!

Snd auch keine Madel klein,

Yrr! die Krabbeldingerlein!

Schmeden nicht ein bißchen leder!

Snd nichts hier für unsern Schleder! —

Nimm sie aus dem Mäulchen, put!

Sind: Babba! Babba! — Puul! Puul!

## Briefkasten.

Lieber Zeitungsontel! Du staunst! Eine lange Zeit habe ich dir nicht mehr geschrieben. Weißt du noch, daß ich dir von den hübschen Spielsachen erzählt habe, die ich aus Kastanien und Eichen hergestellt hatte? Immer wollte ich dir wieder mal von unseren Ferienerlebnissen und vielen anderen schönen Dingen erzählen, aber — du mußt wissen, daß ich jetzt schon das zweite Jahr fleißig zur Schule gehe ich schreibe dir diesen Brief auch ganz allein — nicht die Mutti, da muß ich natürlich sehr viel lernen. Du kannst dir schon denken, wie viel ich da zu tun habe. Heute muß ich dir aber schreiben. Ich habe heute nämlich ein wunderschönes Büchlein geschenkt bekommen. Darüber freue ich mich so sehr, daß ich dir unbedingt davon erzählen muß. Es ist ein Büchlein, das viele Lieblein und hübsche Spiele enthält. Mutti sagt, sie kennt viele noch aus ihrer Kindheit her; aber einen großen Teil davon hatte sie schon vergessen. Bruder Hans und ich sind sehr froh, daß wir nun all die schönen Verse lernen und die hübschen Lieblein singen werden. Bald hatt' ich verlanter Freude vergessen, dir auch noch zu sagen, daß in dem Büchlein auch Bilder sind. Scherenschnitte sollen das sein. Die machen uns allen viel Freude. Da kann man einen kleinen Kapellmeister mit seiner Kapelle sehen, wie er ein Konzert dirigiert, heißt es so? Da ist ein Bub, der auf einer Wiese steht und gerade abzählt, wer zu jagen hat; wie Mariachen auf einem Stein sitzt und ihr Bruder Fritz hinzukommt, wie Michel Geige spielt und vieles, vieles andere mehr. Am allerbesten gefällt mir aber die Kranzbinderin! Ach nein, ich glaube, die Entchen auf dem Teich sind noch hübscher, oder ist nicht das Bild mit den beiden Mädels, die Ringel-Reihe um den Baum herumtanzten, das aller schönste? Ich weiß es jetzt gar nicht mehr. Es ist wohl das beste, du schaust dir mal selbst die Bilder an und sagst mir dann, welches das schönste ist. Ich möcht's gern wissen!

Weißt du auch, wo man es kaufen kann? Mutti meint, es wird wohl in allen Buchhandlungen zu haben sein und dabei ganz billig. Nur 1,80 Cloth. Denke nur, da kann doch manch ein großer Bruder oder Schwester seinen kleineren Geschwistern zu Weihnachten damit eine große Freude machen. Ich habe mir auch schon vorgenommen, von meinem Spargel meiner liebsten Freundin, der Christa (kennst du die auch?) so ein Büchlein zu schenken. Ob sie sich wohl auch so darüber freuen wird wie ich?

Das ist aber ein langer Brief geworden! Mir tut schon die Hand weh!

Sei herzlichst begrüßt von deiner Freundin

Ilse.

Liebe Ilse! Daß Du mich auf dieses schöne auch aufmerksam gemacht hast, hat mich sehr gefreut. Ich habe mir sofort das Buch besorgt. Du hast wirklich einen guten Geschmack. Ich habe auch Ruben und Mädels zu Haus, die sich auch so sehr gefreut haben wie du. Welches aber das schönste Bild ist, kann auch ich dir nicht sagen. Wir streiten darüber noch herum. Das mag wohl darin liegen, weil alle sehr hübsch sind! Um aber auch (wie du gern wolltest) anderen Kindern eine Freude zu machen, habe ich gleich deinen Brief abgedruckt. Da können sie gleich selber lesen, was ihnen die „Deutsche Büchererei“ auf den Weihnachtsfest legt. Deine Fehler, es waren nicht viel, die du in deinem Brief gemacht hast, habe ich verbessert! Sonst denken die anderen Ruben und Mädels gar, du wärst ein dummes Mädel, und das bist du doch nicht, gelt? Bis du mir den nächsten Brief schreibst, hast du hoffentlich so viel dazugelernt, daß er ganz richtig geschrieben ist. Meine Freundin Christa lenne ich leider noch nicht. Vielleicht schreibst sie mir auch mal etwas Schönes!

Deine Grüße erwidere ich ebenso herzlich. Onkel Frank.

# Freund der Kinderwelt.

## Rätsellied vom großen Wunderspender.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Er geht hinauf  
Und geht hinab.  
Fährt hoch dich lacht  
Gerab im Trab.

Ja Stille halt.  
Bald wilder Sturm —  
Und bist du ihm  
Nichts als ein Wurm.

Nacht erst dich müd,  
Dann wieder frisch. —  
Kredenz wie er  
Kein Wunderlied.

(1898 108)

## Die Irrfahrten des Daniel O'Rourke.

Ein altes Märchen aus Irland, erzählt von Lisa Lehner.

Habt Ihr schon einmal von den Irrfahrten des Daniel O'Rourke gehört? Ich kenne den Mann recht gut, und er hat sie mir selber erzählt. Als er mir die Geschichte zum letzten Mal erzählte, war er ein alter Mann mit grauem Haar und roter Nase. Er saß unter einem alten Pappelbaum und rauchte seine lange Pfeife.

„Also,“ sagte er, „ich bin schon so oft darum angegangen worden, zu erzählen, und nun tue ich es abermals.“

Es war an einem Sommerabend. Wir hatten getrunken und getanzt, und ich erinnere mich nicht mehr genau, wie ich den Ort verließ, aber ich verließ ihn, das ist gewiß. Ich mußte am Ufer des Wassers entlang gehen, und als ich so schrittweise eine Furt entlang lief — ich schaute zu den Sternen auf, es war ein wunderschöner Abend —, da glitt mir der Fuß aus, und patsch, fiel ich ins Wasser. Donner und Hagel, dachte ich, jetzt bist du verloren. Indessen hub ich an zu schwimmen, was ich nur konnte, bis ich endlich auf irgend eine Art — denn wie es zugegangen ist, das weiß kein Mensch — auf einer Insel landete. Ich wanderte auf und ab, ohne zu wissen wohin, bis ich zuletzt in einen großen Sumpf geriet. Der Mond schien hell, und ich sah mich um nach Osten und Westen, nach Norden und Süden, nach allen Seiten, aber ich sah nichts als Sumpf und abermals Sumpf. Ich konnte nicht ausfindig machen, wie ich hierher geraten war, und mein Herz war kalt vor Angst, denn gewiß und wahrhaftig, das mußte mein Totenhof werden. Ich sah da auf einem Stein, der sich zum guten Glück neben mir befand, riß mich an den Haaren und blies Trübsal nach Noten, als auf einmal der Mond dunkel ward. Ich blickte auf und konnte deutlich etwas sehen, was sich zwischen mir und dem Mond bewegte, aber ich konnte nicht sagen, was es war. Doch es kam herab und schaute mir gerade ins Gesicht, und was war es anders als ein großer Adler. Er sprach:

„Daniel, wie geht es?“

„Gut, ich danke euch,“ sagte ich, und doch mußte ich mich so sehr wundern, daß ein Adler sprach wie ein Christenmensch.

„Was bringt euch denn hierher?“ fragte er weiter.

„Ach, sagte ich, „gar nichts, ich wünschte, ich wäre wohlbehalten zu Hause.“

„So, so, Ihr möchtet also von der Insel fort?“

„Freilich, Herr,“ und nun erzählte ich ihm, daß ich vielleicht etwas zu viel getrunken hätte und wäre ins Wasser gefallen, auf die Insel geschwommen und endlich in den Sumpf geraten, und nun wüßte ich nicht, wie ich wieder herausfinden sollte.

„Daniel,“ sagte er nach einigem Nachdenken, „es war von euch nicht recht, euch zu betrinken, aber da Ihr sonst ein ehrbarer, mäßiger Mann seid, der ordentlich in die Messe geht, nach mir und der Meinen nicht mit Steinen werft oder im Felde mir nachschreit, so setz euch auf meinen Rücken und haltet euch fest, damit Ihr nicht herabfallt; ich will euch aus diesem Sumpf tragen.“

Ich wollte es ihm nicht glauben, denk noch nie hatte ich gehört, daß man sich rittlings auf einen Adlerücken setzt, da ich aber nicht im Sumpfe umkommen wollte und sah, daß die Schwere meines Körpers den Stein nach und nach zum Sinken brachte, so hatte ich ja keine Wahl und dachte, wer wagt, der gewinnt. Und das machte mir Mut. Ich bestieg also den Rücken des Adlers und hielt mich fest an seinem Hals. Er erhob sich in die Luft, als sei er eine Lerche. Ich wußte ja nichts von dem Streich, den er mir spielen wollte. Denn hör zu. Er flog immer höher hinauf, Gott weiß, wie weit.

„Ja aber, Herr,“ sagte ich, weil ich dachte, der gerade Weg nach Haus sei ihm unbekannt, „wollt Ihr nicht ein wenig herunterfliegen, so kämen wir gerade über unser kleines Haus und Ihr könntet mich absetzen. Dann wollte ich euch tausendmal danken.“

„Zum Henker, Daniel, meinst du, ich sei ein Narr?“ sagte er da. „Sieh doch auf das Feld hinab, dort stehen zwei Männer mit Flinten. Das wäre ein schöner Spaß, wollte ich mich eines betrunkenen Lumpen halber totschießen lassen.“

Ich merkte wohl, daß er mich betrog, aber was half es mir! Ich war in seiner Gewalt. Gut denn. Er flog weiter in die Höhe, und ich sah jeden Augenblick, herabzufallen. Aber alles war vergeblich.

„Ja, wo geht denn nur die Reise hin?“ fragte ich schließlich. „Halt das Maul,“ rief er, und es schien mir, als sei er schon zornig.

Endlich, endlich langten wir an, und wo glaubt Ihr? Mitten auf dem Mond.

„So,“ sagte er, „nun bin ich müde, ich habe wirklich nicht gedacht, daß es so weit sei.“

„Aber was alles um der Welt bewog euch denn, mich auf den Mond zu schaffen?“

„Frag nicht!“ rief er wieder, „steig ab und warte, bis ich mich erholt habe. Laß dich so lange auf dem Mond nieder!“

„Was glaubt Ihr? Ich mich auf das kleine runde Ding da setzen,“ rief ich ganz erschreckt. „Nichts ist gewisser, als daß ich sofort herunterfalle und tot in Stunden zerschmetterte. Ein Betrüger seid Ihr.“

Der Adler lachte und befahl mir, die Sichel zu ergreifen, die an der Seite des Mondes herausragte, und mich daran festzuhalten. „Wenn du das nicht willst, gebe ich dir einen Klaps und du fällst herunter, zerschmetterst in tausend Stücke, und bis du auf der Erde ankommst, bist du nichts mehr als ein Tauropsen, der auf ein Kohlblatt fällt.“

Was blieb mir da weiter übrig? Eine Verwünschung ausstößend, sprang ich herab, sagte rasch die Sichel und sah nun auf dem Mond, und es war ein verwünscht kalter Sitz, das kann ich euch sagen.

Als der Adler mich so abgesetzt hatte, wandte er sich zu mir und sagte: „Und nun leb wohl, Daniel, du hast mir voriges Jahr mein Nest beraubt“; und das war wahr, erhalte recht, ich hatte es getan. „Zur Vergeltung mußt du es dir gefallen lassen, deine Fußsohlen abzukühlen, wenn du auf dem Mond herumstreichst wie ein Hahn, der aufgehängt ist.“

Ich schimpfte, was ich schimpfen konnte: „Arumnaßiges Vieß! Scheusal schwarzes, deine ganze Brut soll verkommen,“ aber es half nichts. Er breitete seine Schwingen auseinander und flog mit Blitseile davon. Ich schrie, er solle anhalten, aber ich hätte bis in alle Ewigkeit schreien können, er würde mich nicht gehört haben.

Ich schrie weiter, ich war in einer verzweifelten Lage. Da aber tat sich mit einem Mal mitten im Mond eine Tür auf, sie trachte in den Angeln, als sei sie seit Monden nicht aufgemacht, und heraus trat der Mann im Mond. Ich erkannte ihn an seinem Bündel.

„Guten Morgen,“ sagte er, „was bringt euch her?“

Ich bedankte mich für den Gruß und erzählte ihm, daß ich mich auf dem Fest etwas übernommen hätte und dabei in den Sumpf geraten wäre, und daß der Adler mir versprochen hätte, mich heimzutragen, statt dessen aber auf den Mond heraufgeschleppt hätte.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, sagte der Mann: „Daniel, da dürft Ihr aber nicht stehen bleiben!“

„Wie soll ich denn aber wieder herunterkommen von dem verdammten Mond?“

„Ja, das ist eure Sache,“ sagte er, „Ihr dürft nur da nicht im Mond stehen bleiben!“

„Ich tu euch aber doch keinen Schaden, sondern halte mich nur an der Sichel fest.“

„Ja, das eben gerade ist es, was Ihr nicht dürft.“

Ich bat ihn nun, mich zu sich zu nehmen. Sicher war doch in seinem Loch genug Platz, und da dachte ich, sei er sicher nicht oft von Fremden belästigt. Aber der Mann im Mond wurde böser und böser und schrie: „Ihr dürft euch nicht an der Sichel festhalten. Was sollen die auf der Erde denken?“ Und dann lief er fort und schlug die Tür hinter sich zu, daß der ganze Mond trachte, so daß ich dachte, er würde samt allem Zubehör herunterfallen.

Als er wieder herauskam, trug er ein Küchenmesser in der Hand. Und stellt euch das vor: er kam zu mir, ohne ein Wort zu sagen, schlug erst zweimal auf den Griff der Sichel und ratsch, war sie entzwei. „Guten Morgen,“ rief der Rader, als er mich mit einem Stück von dem Griff in der Hand ganz eilig herabfallen sah. „Danke für euren Besuch und Glück zu der Reise,“ schrie er mir nach.

Ich hatte keine Zeit, ihm zu antworten, denn ich stürzte und wälzte mich um mich selbst. „Gott steh mir bei,“ rief ich, „es muß schon ein Spaß sein, einen braven Mann zur Nachtzeit durch den Weltraum fliegen zu sehen.“ Aber das Wort war mir kaum aus dem Munde, da rauschte es neben mir in der Luft, ganz nahe an meinem Ohr, und ich sah Gänse, eine Schar Gänse. Der alte Gänserich, der der Anführer war, drehte den Kopf nach mir um und rief: „Bist du das, Daniel? Was machst du denn hier?“

Ich erschaunte gar nicht über seine Anrede, denn jetzt war ich nun schon so viel Heucheleien und Wunder gewöhnt, außerdem konnte ich ihn aus alter Zeit. „Wie stehst denn mit deiner Gesundheit?“ fragte er weiter.

„Ausgezeichnet,“ rief ich, nach Atem schnappend, denn ich konnte kaum dazu kommen.

„Mich dünkt, du bist damit beschäftigt, herabzufallen. Wohin willst du denn so eilig?“